



Satuila Stierlin

**Ich brannte
vor Neugier!**

Familiengeschichten
bedeutender Familien-
therapeutinnen und
Familientherapeuten



Ich brannte vor Neugier!

Satvila Stierlin

Familiengeschichten bedeutender
Familientherapeutinnen und Familientherapeuten

Online-Ausgabe 2011

Mitglieder des wissenschaftlichen Beirats des Carl-Auer Verlags:

Prof. Dr. Rolf Arnold (Kaiserslautern)
Prof. Dr. Dirk Baeker (Friedrichshafen)
Prof. Dr. Bernhard Blanke (Hannover)
Prof. Dr. Ulrich Clement (Heidelberg)
Prof. Dr. Jörg Fengler (Alfter bei Bonn)
Dr. Barbara Heitger (Wien)
Prof. Dr. Johannes Herwig-Lempp (Merseburg)
Prof. Dr. Bruno Hildenbrand (Jena)
Prof. Dr. Karl L. Holtz (Heidelberg)
Prof. Dr. Heiko Kleve (Potsdam)
Dr. Roswita Königswieser (Wien)
Prof. Dr. Jürgen Kriz (Osnabrück)
Prof. Dr. Friedeber Kröger (Schwäbisch Hall)
Tom Levold (Köln)
Dr. Kurt Ludewig (Münster)
Dr. Burkhard Peter (München)
Prof. Dr. Bernhard Pörksen (Tübingen)
Prof. Dr. Kersten Reich (Köln)

Prof. Dr. Wolf Ritscher (Esslingen)
Dr. Wilhelm Rothaus (Bergheim bei Köln)
Prof. Dr. Arist von Schlippe (Witten/Herdecke)
Dr. Gunther Schmidt (Heidelberg)
Prof. Dr. Siegfried J. Schmidt (Münster)
Jakob R. Schneider (München)
Prof. Dr. Jochen Schweitzer (Heidelberg)
Prof. Dr. Fritz B. Simon (Witten/Herdecke)
Dr. Therese Steiner (Embrach)
Prof. Dr. Dr. Helm Stierlin (Heidelberg)
Karsten Trebesch (Berlin)
Bernhard Trenkle (Rottweil)
Prof. Dr. Sigrid Tschöpe-Scheffler (Köln)
Prof. Dr. Reinhard Voß (Koblenz)
Dr. Gunthard Weber (Wiesloch)
Prof. Dr. Rudolf Wimmer (Wien)
Prof. Dr. Michael Wirsching (Freiburg)

Carl-Auer-Systeme Verlag und Verlagsbuchhandlung GmbH; Heidelberg
Umschlaggestaltung: nach Entwüfen von Göbel / Riemer
Satz: Verlagsservice Josef Hegele, Dossenheim
Alle Rechte vorbehalten

Online-Ausgabe 2011
ISBN 978-3-89670-799-4
© 2003, 2011 Carl-Auer Verlag, Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Informationen zu unserem gesamten Programm, unseren Autoren
und zum Verlag finden Sie unter: www.carl-auer.de.

Wenn Sie unseren Newsletter zu aktuellen Neuerscheinungen
und anderen Neugkeiten abonnieren möchten, schicken Sie
einfach eine leere E-Mail an: carl-auer-info-on@carl-auer.de.

Carl-Auer Verlag
Häusserstr. 14
69115 Heidelberg
Tel. 0 62 21-64 38 0
Fax 0 62 21-64 38 22
E-Mail: info@carl-auer.de

.....

Inhalt

Vorwort ... 7

Mara Selvini ... 11

„Ich brannte vor Neugier!“

Ted Lidz ... 39

„Ich habe mehr von Goethe gelernt als von Freud.“

Margaret Thaler Singer ... 58

„Keine Zeit, neurotisch zu sein“

Lyman Wynne ... 74

„Ich wusste, daß ich eine Mission zu erfüllen hatte.“

Donald A. Bloch ... 108

„Wir können darauf vertrauen, dass, egal, was passiert, das Leben es gut mit uns meint.“

Salvador Minuchin ... 122

Der Begründer der strukturellen Familientherapie

Norman Paul ... 145

„Es war die erlebte Erfahrung, die zählte, und nicht das Wort.“

Jürg Willi ... 164

„Für mich war die Liebesbeziehung zu meiner Frau das Medium, in welchem ich mich entwickelte und veränderte.“

Ivan Boszormenyi-Nagy ... 191

Helm Stierlin ... 200

von Wolf Ritscher

„Das Tun des einen ist das Tun des anderen.“

Über die Autorin ... 217

.....

Salvador Minuchin

DER BEGRÜNDER DER STRUKTURELLEN FAMILIENTHERAPIE

Jay Haley sagte über Minuchin:
„Sal ist sehr mutig. Er liebt schwierige Situationen ... Er hat ein mächtiges Selbstvertrauen, und er glaubt, dass er mit den schwierigsten Situationen fertig wird.“

Im November 1996 hatte ich Gelegenheit, Minuchin im Hause unseres gemeinsamen Freundes Don Bloch zu treffen. Er war zu Besuch in New York und hatte, als wir ihn trafen, gerade einen langen Spaziergang durch Manhattan gemacht. Er war damals 75 Jahre alt und schien körperlich in blendender Verfassung zu sein. Wir besprachen gemeinsam sein Genogramm. Von allen Familientherapeuten, sagte er, sei er derjenige, der am offensten über persönliche Themen geschrieben habe. Er verwies mich auf das Buch *Family healing* (1993), das er zusammen mit Michael P. Nichols verfasst hatte und dessen vier erste Kapitel autobiografisch gehalten sind. Minuchin sagte mir, für ihn sei es sehr wichtig, dass seine Klienten und Schüler ihn nicht nur als Therapeut oder Lehrer, sondern als Mensch kennen lernten. Die therapeutische Beziehung müsse auf Gegenseitigkeit, *reciprocity*, beruhen. „Ich sage meinen Klienten und Studenten immer: ‚Ich möchte, dass ihr mich kennen lernt, noch bevor ich euch kennenlerne.‘“ – Damit hatte ich nicht gerechnet, ich war wirklich sehr erstaunt.



Salvador Minuchin, 1978
in Heidelberg

Gemeinsam mit den Blochs genossen wir in entspannter Atmosphäre ein feines asiatisches Essen. Dabei erfuhr ich, dass Minuchin mit seiner Frau Patricia nach Boston umgezogen war, um seinen erwachsenen Kindern – sie waren damals 44 und 39 Jahre alt – näher zu sein. Vor allem aber zog ihn seine einzige, damals drei Jahre alte Enkeltochter Coleen dorthin. Er erzählte begeistert von ihr.

PERSÖNLICHE ERINNERUNGEN UND EINDRÜCKE

Zum ersten Mal erlebte ich Minuchin im Jahre 1972 in Venezuela anlässlich einer von der Zeitschrift *Family Process* organisierten Konferenz, inmitten einer ganzen Reihe familientherapeutischer Stars wie Carl Whitaker, Don Bloch, Lyman Wynne und Virginia Satir. Ich erinnere mich, wie er längere Zeit auf Virginia Satir einredete und sie dann vor allen Leuten provozierte. So sagte er ungefähr Folgendes: „Wir alle wissen, dass du die größte Familientherapeutin bist, aber alles, was du heute gesagt hat, war Mist.“ Während er lächelnd auf seinem Stuhl saß, lief sie nervös im Raum umher. Sie versuchte, sich zu verteidigen, aber niemand schien ihr helfen zu wollen. Als noch junge, unerfahrene Familientherapeutin war ich ziemlich vor den Kopf gestoßen, ich verstand die Welt nicht mehr. Später gewöhnte ich mich etwas an die Hahnenkämpfe zwischen den Stars der Familientherapie und begriff, dass dies ihre Art war, sich vor den anderen zu profilieren.

Minuchin besuchte das Heidelberger Institut im Jahre 1978. Im Hörsaal der *Psychosomatischen Klinik* zeigte er einige seiner Videoaufzeichnungen von familientherapeutischen Sitzungen mit anorektischen jungen Mädchen. Von den Assistenzärzten an der seinerzeit von Professor W. Bräutigam geleiteten *Psychosomatischen Klinik* war niemand erschienen; nur Dr. Ernst R. Petzold von der *Ludolf-Krehl-Klinik* war dabei.

Mich beeindruckte, wie selbstsicher und wie ungewöhnlich aktiv Minuchin sich in die Familien hineinbegab. Einige der Anwesenden kritisierten seinen Stil sogleich als selbstherrlich und autoritär. So zwang er die Eltern regelrecht, das anorektische Mädchen zum Essen zu bringen. Die Sitzung zog sich hin, aber er ließ nicht locker, und schließlich verließ er das Zimmer mit der an die Eltern gerichteten Bemerkung: „Und das lasst ihr euch von euerem unge-



Salvador Minuchin, umrahmt von Gunther Schmidt, Fritz B. Simon, Helm Stierlin und Carlos Sluzki, 1984 in New York

horsamen Kind gefallen? Ihr müsst es zum Essen bringen.“ Nach einer Weile kam er wieder, um den Eltern erneut Druck zu machen: „Ich helfe euch. Aber ich will euch die Aufgabe nicht abnehmen.“

Eine andere Familie, mit der er bei uns in Heidelberg eine Familientherapiesitzung durchführte, die wir hinter der Einwegscheibe beobachteten, hatte einen zwölfjährigen Sohn mit einem schwer einstellbaren Diabetes. Es erschreckte mich geradezu, mitzuerleben, wie unbekümmert Minuchin auch hier eingriff, um die Familie neu zu strukturieren. Die Familienmitglieder mussten aufstehen, er verschob die Stühle und ließ sie sich umsetzen. Er stellte eine neue hierarchische Ordnung her. Aus heutiger Sicht erinnert mich das ein wenig an das Vorgehen Bert Hellingers.

1989 sah ich ihn in Karlsruhe bei einer Live-Demonstration wieder. Sein Vorgehen schien sich kaum verändert zu haben. In dem 1992 von Richard Simon herausgegebenen Buch *One on One* liest sich das wie folgt: „Mein Stil als Therapeut ist eindringlich. Meine Interventionen sind herausfordernd und intensiv. Ich bin ein Anstreiber. Ich rege Konflikte an auf eine Art, die manche als südamerikanischen Machismus beschreiben. Aber wer meine Sitzungen genau beobachtet, erfährt Zärtlichkeit, Humor und die Ermunterung, zu wachsen und eigene Kompetenz zu entwickeln, auch einen Sinn für das Absurde ...“

MINUCHINS BEITRÄGE ZUR FAMILIENTHERAPIE

Im Folgenden fasse ich die aus meiner Sicht wichtigsten Beiträge Minuchins zur Familientherapie zusammen:

1. Er war der Erste, der es wagte, Familientherapie bei einer völlig anderen Klientel anzuwenden als bis dahin üblich, nämlich bei jugendlichen Delinquenten. Bis dahin galt diese Gruppe als nicht geeignet für eine Therapie.
2. In der Zeit zwischen 1965 und 1975 erwarb Minuchin seine außerordentlichen Fähigkeiten im Umgang mit psychosomatischen Familien, insbesondere seine große Geschicklichkeit, mit Anorektikern und Diabetikern familientherapeutisch zu arbeiten. Sein 1974 erschienenes Buch *Families & Family Therapy* (dt. 1977: *Familien und Familientherapie*) wurde eines der populärsten Bücher auf dem Gebiet der Familientherapie. Dieses Buch machte ihn mit einem Schlag berühmt, und er wurde überall auf der Welt eingeladen, seine Erkenntnisse und seine genialen neuen Techniken vorzustellen. Das Buch wurde in elf Sprachen übersetzt und ist bis heute ein Bestseller geblieben. Minuchins theoretische Erkenntnisse können wie folgt zusammengefasst werden:
 - Charakteristisch für psychosomatische Familien sind „Verstrickungen“ (*enmeshment*). Es gibt in ihnen keine klaren Grenzen zwischen den Generationen. Die Individuation der einzelnen Familienmitglieder wird zugunsten der Familienloyalität aufgegeben.
 - Konflikte in der Familie werden vermieden.
 - Die Familien neigen zur Umleitung des Konfliktes (*detouring of conflict*), das heißt, das Kind wird zum Problem gemacht, weil die Eltern ihre Konflikte nicht gemeinsam lösen können. So sagen die Eltern zum Beispiel: Alles wäre so gut in unserer Familie, wenn nur unser Kind nicht krank wäre.
 - Die Eltern fordern das Kind nicht, sie sind überfürsorglich (*over-protection*).

Zusammenfassend lässt sich über Minuchins Stil Folgendes sagen: Er ist ein mutiger, selbstsicherer Therapeut. Er packt an. Sein Stil ist äußerst aktiv. Er versucht auf eine keineswegs zimperliche Art, eine

neue hierarchische Ordnung in die jeweilige Familie zu bringen, so, als ob er allein wüsste, welches die beste Ordnung für die Familie ist.

DIE FAMILIENGESCHICHTE VON SALVADOR MINUCHIN

Vater und Mutter

Stellen wir uns ein Schtetl vor, das von irgendwo in Russland in die Nähe von San Salvador in Argentinien verpflanzt wurde. Dort, in Entre Ríos, einer ländlichen Kleinstadt, wurde Salvador Minuchin 1921 geboren. Die Großeltern väterlicher- wie auch mütterlicherseits waren im Jahre 1895 dort eingewandert, um den Pogromen in Russland zu entfliehen und sich ein besseres Leben aufzubauen. Ein Viertel der Bevölkerung in Entre Ríos waren Juden, die anderen Bewohner vermutlich teils spanischer, teils italienischer Herkunft.

Minuchins Eltern nannten ihren erstgeborenen Sohn Salvador, sie gaben ihm also den Namen ihrer neuen Heimatstadt. Wollten die Eltern auf diese Weise ein Stück weit mit ihrer jüdischen Tradition brechen und aus ihrem Sohn einen assimilierten Argentinier machen? *Salvador* heißt aber auch „der Retter“, und ich glaube, dass sie ihm darüber hinaus unbewusst den Auftrag gaben, Arme, Verachtete und Kranke zu retten.



*Salvador, Vater Maurizio,
Schwester Saradina und Mutter
Clara Minuchin (ca. 1924)*

Minuchins Vater hatte acht Geschwister, seine Mutter sieben. Er hatte also viele Onkel und Tanten, die Großeltern mütterlicherseits wie auch väterlicherseits lebten noch, und es gab insgesamt über hundert Cousinen und Cousins. Jeder kannte jeden. Alle Geschäfte in der Kleinstadt waren jüdisch, und die Besitzer der meisten dieser Geschäfte waren mit ihm verwandt. Und doch war seine Umgebung von heftigen kulturellen Widersprüchen geprägt: Er hat das selbst so beschrieben: „Ich bin als Jude in einer Stadt aufgewachsen, in der

Graffiti an den Wänden standen wie: ‚Sei patriotisch, töte einen Juden.‘ Aber von der argentinischen Musik war ich begeistert. Ich lernte die lokalen Geistergeschichten kennen. Ich kämpfte, wenn ein anderes Kind mich angriff, so wie alle anderen argentinischen Kinder auch. Ich wurde auch Argentinier, allerdings ohne es zu wissen. Mein Gefühl für Ehre, mein Stolz, das Bedürfnis, meinen guten Namen zu wahren, auch wenn das bedeutete, gegen Windmühlen zu kämpfen – das alles hatte nichts mit der russisch-jüdischen Tradition zu tun. Es war typisch *hispanic*. Ich war ja Teil einer verachteten Minorität. Ich lernte meine eigene jüdische Identität verachten, nur um ein guter Argentinier zu sein. Dafür hasste ich mich. Ich wuchs auf, als ob ich geteilt wäre. Ich verinnerlichte die Vorurteile der argentinischen Mehrheit und kämpfte zugleich gegen die Ungerechtigkeit dieser Vorurteile: in mir selbst und außerhalb von mir.“

In Minuchins autobiografischen Erinnerungen wird deutlich, welch große Bedeutung sein Vater Mauricio für ihn hatte. Er beschreibt ihn als einen sehr warmherzigen Vater, der die Kinder oft herzte und küsste. Die meiste Zeit verbrachte der Vater in seinem Geschäft. Er kaufte von den Bauern Getreide und verkaufte ihnen dafür alles, was ein Bauer brauchte, von den Espadrillos bis zu den Traktoren. Seine Mutter schien das Gefühl zu haben, den Vater stets beschützen zu müssen: „Seid ruhig Kinder, Vater muss schlafen, Vater muss jetzt essen, Vater hat jetzt keine Zeit ...“ Obwohl Mauricio nur drei Jahre in die Schule gegangen war, hatte er es zu einem angesehenen Geschäftsmann gebracht. Er hatte auch den Ruf, „ein gerechter Mann“ zu sein. Geschäftliche Verträge wurden durch Handschlag besiegelt. Der kleine Salvador verehrte seinen Vater über alles. Gerecht, ehrlich, fair und angesehen – so wollte er auch werden. Die Mutter war, obwohl sie mehrere Hausgehilfinnen hatte, immer beschäftigt mit Abstauben, Putzen, Stricken, Nähen und Organisieren. Das Wichtigste in ihrem Leben aber waren die Kinder.

Im Hause Minuchin herrschte Disziplin, und dazu gehörten auch ordentliche Strafen. Der Vater war der Vollstrecker. Wenn er wütend wurde, weil der kleine Salvador etwas Unrechtes getan hatte (Lügen z. B. war besonders strafbar), dann erklärte ihm der Vater, dass er ihn jetzt für seinen Ungehorsam strafen müsse, nahm den Gürtel ab, legte den Kleinen übers Knie und schlug ihn. In unseren Augen ist das Kindesmissbrauch, aber damals dachte man völlig anders. Niemals empfand Salvador seinen Vater als ungerecht, und

deshalb lehnte er sich nicht auf. Der Vater tat nur das, was alle Väter getan hätten und was von allen als gerecht empfunden wurde.

Der Vater nahm seinen kleinen Sohn öfters mit, wenn er geschäftlich zu tun hatte. Manchmal zog er ihn sogar ins Vertrauen und besprach geschäftliche Dinge mit ihm oder fragte ihn um seine Meinung. Mit Genugtuung beobachtete Salvador, dass sein Vater oft gebeten wurde, Streitigkeiten zu schlichten und zwischen zerstrittenen Juden zu vermitteln. Es erschien in der jüdischen Gemeinde wünschenswert, dass solche Händel dort ausgetragen wurden und nicht vor einen nichtjüdischen Richter gelangten. Dass sein Vater aber auch mit dem Präsidenten der Bank, dem zweitmächtigsten Nichtjuden – der wichtigste war der Polizeipräsident –, in der Kleinstadt verhandelte, darauf war Salvador besonders stolz!

Eine bedeutsame Kindheitserinnerung dreht sich um eine Parade zum Jubiläum der *Balfour-Deklaration*, an der Salvador als Dreijähriger teilgenommen hatte. Die *Balfour-Deklaration* war der Ausgangspunkt für die Gründung eines jüdischen Staates in Palästina. Vielleicht wurde schon damals der Keim gelegt für Minuchins Wunsch, eines Tages nach Israel auszuwandern?

Bis zum Alter von neun Jahren lebte Salvador in einer sehr geordneten Welt. Die Rollen in der Familie waren klar verteilt. Der Vater kümmerte sich um das Geschäft, die Mutter organisierte den Haushalt, die Kinder gingen zur Schule, und alle trafen sich zum Mittagessen. Das Essen war die Zeit des gemeinsamen Austauschs, in der jeder von seinen täglichen Erlebnissen berichtete.

Mit der großen wirtschaftlichen Depression im Jahre 1929 verlor auch Minuchins Vater Macht und Ansehen. Die Familie wurde bettelarm. Kein Geschäft mehr, keine Hausangestellten und kaum zu essen. Salvador war erst neun Jahre alt. Ein Jahr zuvor war noch ein Brüderchen, Rochelio, auf die Welt gekommen. Wie ist die Familie mit diesem unerwarteten Schicksalsschlag fertig geworden? Mich beeindruckte, wie viel Überlebenskraft in der Familie lag: Der erfolgreiche Geschäftsmann Mauricio sattelte, der Not gehorrend, um und wurde Gaucho. Gemeinsam mit einem Freund trieb er Pferde von Entrerios nach Corrientes. Dort kauften die beiden mit Hilfe eines Darlehens, das sie von einem Onkel erhalten hatten, Kühe, die sie dann nach Hause zurückbrachten und dort weiterverkauften. Für den kleinen Salvador bedeutete diese Veränderung im Leben der Familie, dass er schnell erwachsen werden musste, denn er

wurde im Überlebenskampf der Familie gebraucht. Er verkaufte mit der Mutter zusammen Kartoffeln und koschere Salami.

In den autobiografischen von *Family Healing* (1993), die er als Siebzigjähriger geschrieben hat, wirft er selbst die Frage auf, wie es kam, dass in seiner Vorstellung der Vater in jener Zeit zu einem Helden wurde, während ihn die zweifellos nicht geringeren Leistungen der Mutter nur wenig beeindruckten. Er selbst gibt darauf keine Antwort.

Feministinnen haben Minuchin oft kritisiert, weil sie der Auffassung waren, er bringe den Müttern zu wenig Wertschätzung entgegen und schreibe den Vätern eine zu große Machtposition zu (siehe dazu Simon 1984, S. 25). Insbesondere Rachel Hare-Mustin ist der Auffassung, dass die Leistungen der Mütter von Minuchin viel zu wenig gewürdigt werden. An anderer Stelle werde ich darauf noch einmal zurückkommen. Ich glaube allerdings, dass die Feministinnen mit ihrer Kritik nicht ganz Unrecht haben. Zumindest die Tatsache, dass Minuchin erst im Alter überhaupt anfing, über sein Verhältnis zu seiner Mutter nachzudenken, gibt ihnen offensichtlich Recht.

Die Gründe für Minuchins Haltung den Müttern gegenüber scheinen auf der Hand zu liegen: Ganz offensichtlich war er ein Vatersohn. Er bewunderte seinen Vater sehr und wurde von ihm auch in seinem Selbstwertgefühl gefördert und gestützt. Abgesehen davon hatte er als Sohn einer typisch jüdischen Familie vielleicht auch Grund, sich von seiner *jewish mother*, die ihn gewiss sehr zu vereinnahmen suchte, besonders deutlich abzugrenzen.

Vor allem aber muss das Familienmodell, das in seiner Ursprungsfamilie gelebt wurde, prägend auf ihn gewirkt haben. Eine Szene scheint mir in diesem Zusammenhang besonders aufschlussreich. Minuchin erzählt kaum etwas über seine Großeltern. Nur eine Erinnerung steht ihm auch noch als Siebzigjährigem plastisch vor Augen. Sie ist für uns heute schockierend genug: Nach dem Tod der Großmutter lebte der Großvater im Hause seines Sohnes Mauricio. Die absolute Autorität des Patriarchen wurde niemals infrage gestellt. Einmal, an einem warmen Sommerabend, servierte die Mutter dem Großvater ein Glas lauwarmes Bier. Was geschah? Er spuckte ihr das Bier ins Gesicht und sagte: „Das tust du mir nie mehr an!“ Es war in jener Zeit in einer jüdischen Familie undenkbar, dass der Vater sich gegen den Großvater aufgelehnt und für seine Frau Partei ergriffen hätte!

Dennoch, ungeachtet solcher Szenen, empfand Salvador die Beziehung zwischen seinen Eltern als sehr innig. Gab es doch einmal einen Konflikt, dann hatte die Mutter ihre eigenen Mittel und Wege, sich zu wehren: Sie zog sich gekränkt zurück und schwieg. Der Vater hingegen entschuldigte sich für sein aufbrausendes Wesen oder sein falsches Handeln. Es dauerte jedes Mal eine ganze Zeit lang, und der Vater musste oft mehrere Versuche machen, sich wieder zu versöhnen, bis die Mutter am Ende nachgab und der Friede wiederhergestellt war.

Mir erscheint es bei all den Manövern, die hier offenbar nötig waren, nicht ganz unwichtig, dass Minuchin als Kind doch immer wieder die Erfahrung machte: Es gibt Konflikte zwischen den Eltern und auch zwischen Kindern und Eltern, und dies ist sogar ganz natürlich – aber trotz allem versöhnt man sich am Ende wieder. Die Eltern, deren Beziehung eingebettet war in das Netzwerk einer großen Sippe mit strengen hierarchischen Regeln, unterstützten sich gegenseitig und hielten zusammen, obwohl oder gerade weil jeder von ihnen seine klar definierte Rolle übernahm. Der Vater war der Ernährer, und dafür gebührten ihm Achtung und Respekt vonseiten der Ehefrau und den Kindern. Die Mutter erfüllte ihre Aufgabe, indem sie den Vater unterstützte und die Kinder aufzog und beschützte. Materiell war sie von ihrem Mann vollkommen abhängig, und sie stellte diese Abhängigkeit nie infrage.

Eine Bemerkung Minuchins über seine Mutter machte mich freilich nachdenklich. Nach seiner Erinnerung war die Mutter oft traurig. Warum? Die Verwandten sagten, sie sei eben besonders „sensibel“. Mir drängt sich freilich noch eine andere Vermutung auf: Könnte es nicht sein, dass diese intelligente und begabte Frau sich trotz allem eingeengt und bedrückt fühlte, gefangen im Regelwerk uralter Traditionen? Sie hatte ja niemals Gelegenheit, außerhalb ihrer Rolle als Ehefrau, Hausfrau und Mutter zu zeigen, was sonst noch in ihr steckte. Das weitere Schicksal der Familie scheint diese Vermutung zu bestätigen. Minuchins gesamte Familie wanderte später nach Israel aus. Als der Vater im Alter von 75 Jahren dort starb, war seine Frau zwei Jahre lang untröstlich, sie verhielt sich ausgesprochen depressiv. Aber dann überraschte sie ihre Familie mit einer völlig neuen Entwicklung: Minuchin erzählt, aus der stets um die Kinder und den Mann besorgten Ehefrau und Mutter sei eine „außerordentlich vitale, interessante und komplexe Persönlichkeit“

geworden. Könnte es nicht sein, dass ihre „Traurigkeit“ und „Sensibilität“ ihren Grund darin hatten, dass ein wesentlicher Teil ihres Wesens Jahrzehntelang verborgen, unterdrückt, ungenutzt bleiben musste? Salvador Minuchin selbst neigte gegen Ende seines Lebens zu dieser Auffassung. Und erst im Rückblick ist er fähig, seiner Mutter Gerechtigkeit und Anerkennung widerfahren zu lassen.

Erziehung

Als ältester Sohn wurde Salvador, der jüdischen Tradition entsprechend, zu einem besonders verantwortungsbewussten Menschen erzogen. Ganz bewusst brachte sein Vater ihn in Situationen, in denen das Gefühl von Autonomie und Verantwortlichkeit bei ihm geweckt und gestärkt wurde. Er war erst elf Jahre alt, als sein Vater einmal einem Bauern einen Gebrauchtwagen zu verkaufen versuchte. Der Bauer verlangte, dass man ihm vor dem Kauf des Wagens das Autofahren beibrachte; erst dann würde er das Auto kaufen. Der kleine Salvador wurde von seinem Vater aufgefordert, dem Bauern das Autofahren beizubringen – aus heutiger Sicht eine glatte Überforderung des Elfjährigen! Aber damals galten andere Regeln. Salvador war so stolz!

Als Salvador 15 Jahre alt war, machte der Vater ein neues Geschäft auf. Er verkaufte nun Autoteile, und Salvador war sein Kompagnon. Der Vater zeigte ihm, wo das Geld war, und gab ihm zu verstehen, es gehöre ihnen beiden und er könne entnehmen, was immer er brauchte. Natürlich machte Salvador davon nie Gebrauch! Für mich ist an dieser Geschichte besonders eindrücklich, welch großes Vertrauen der Vater seinem jungen Sohn entgegenbrachte!

Minuchins Mutter gab ihm all das in reichem Maße, worauf ein Erstgeborener in einer jüdischen Familie sozusagen ein Anrecht hat. Sie achtete darauf, dass er tiptopp gekleidet zur Schule ging und immer genügend und gut zu essen hatte. Bei Tisch schnitt sie ihm sogar das Fleisch! Darüber hinaus aber gab ihm seine Mutter einen klaren Auftrag: Sie war der Auffassung, alle Menschen brauchten stets Hilfe, und es sei Salvadors Aufgabe, ihnen Hilfe zu geben. Vermutlich war sie es auch, die ihm den Auftrag gab, Arzt zu werden – ein erfolgreicher Arzt, versteht sich! Dass er dadurch gesellschaftlich aufsteigen und dann mindestens zwei Sekretärinnen haben würde, gehörte in ihrer Vorstellung freilich mit dazu ...

Jeder in der Familie hatte eine festgelegte Rolle, und Salvadors Rolle war es, wie gesagt, der „Verantwortliche“, der Verantwortungsbewusste zu sein. Was blieb ihm anderes übrig? Er wurde tatsächlich ein verantwortungsvoller Mensch. Seine Schwester Chola hatte die Rolle der „Hübschen“ zu spielen. Die Tatsache, dass sie sehr intelligent und höchst fantasievoll war, trat daneben vollkommen in den Hintergrund. Und der kleine Bruder Rochelio hatte die Rolle eines „Bruder Leichtfuß“. Die Familie war der Auffassung, er liebe das leichte Leben.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Salvador Minuchin in einem festen Wertesystem aufgewachsen war, und dazu gehörte die tiefe Überzeugung, dass die Menschen eine *Pflicht* haben, die Pflicht, sich gegenüber anderen verantwortlich zu zeigen – gegenüber der Familie, dem Clan, der Menschheit insgesamt. Das war die tägliche Erfahrung seiner Kindheit und Jugend. Dieselbe Einstellung erwartete er aber auch von den anderen. Er erwartete, mit Anstand behandelt zu werden, und er hatte ein tiefes Gefühl der Zugehörigkeit, das ihm in den unterschiedlichsten Lebenslagen Sicherheit und Vertrauen gab. Obwohl die Welt seiner Kindheit durch die wirtschaftliche Depression ins Wanken geraten war, verlor er nie die Zuversicht, dass die Zukunft trotz allem ihm gehörte.

Das Bewusstsein der gegenseitigen Abhängigkeit und die tiefe Überzeugung, es sei die Pflicht eines jeden Menschen, Verantwortung zu übernehmen, wurde ergänzt durch die Bereitschaft, im Kampf für die gerechte Sache die *Führung* zu übernehmen und sich daher auch politisch zu engagieren. Abgesehen von seiner therapeutischen Arbeit, setzte er dieses grundlegende Lebensgebot in seiner Tätigkeit als Mitglied einer zionistischen Vereinigung in die Tat um.

MINUCHINS LEBEN – EINE REIHE VON AUFBRÜCHEN UND BEWÄHRUNGSPROBEN

Minuchin hatte im Verlauf seines Lebens Gelegenheit, die unterschiedlichsten sozialen und kulturellen Kontexte zu erleben und kennen zu lernen. Sein Leben ist von Aufbrüchen und Neuanfängen, aber auch von harten Belastungsproben gekennzeichnet. Ich habe den Eindruck gewonnen, dass gerade die schwierigen Zeiten für ihn nicht nur harte Prüfungen darstellten, sondern immer zugleich

eine Zeit der inneren Erneuerung und damit auch eine Quelle seiner Kraft waren.

Bereits als Schüler beschloss Minuchin, sich für jugendliche Delinquenten zu engagieren. Einer seiner Lehrer hatte den Schülern erklärt, die jugendlichen Delinquenten seien Opfer der Gesellschaft. Dem jungen Salvador leuchtete das ein, und er beschloss, die Opfer der Gesellschaft zu verteidigen. Aus diesem Grund wollte er zunächst Jura studieren. Als er mit 18 Jahren zum Studium nach Cordoba ging, wählte er jedoch die Medizin. Wie bereits erwähnt, glaube ich, dass die Mutter ihn zu diesem Studium delegiert hatte: Sein Großvater war ein armer Bauer gewesen, sein Vater ein erfolgreicher Geschäftsmann – was war die nächstliegende Aufstiegschance für den ältesten Sohn einer jüdischen Familie mit Ambitionen und dem Gefühl der Verpflichtung seinen Mitmenschen gegenüber? Er wurde Arzt. Diese Form des sozialen Aufstiegs war typisch im Kontext jüdischer Kultur.

Die ersten drei Jahre seines Studiums in Buenos Aires waren nicht besonders ereignisreich. Als jedoch Perón 1943 versuchte, die Kontrolle über die Universitäten zu bekommen, war dies für Minuchin das Signal zum politischen Aufbruch. Er kämpfte auf der Seite der rebellierenden Studenten und kam für drei Monate ins Gefängnis. Diese Zeit im Gefängnis, die er in Einzelhaft und häufig in Todesangst verbrachte, hat Minuchin lebenslang geprägt. Hier nahm sein politisches Bewusstsein endgültig die Form an, die für sein Leben bestimmend werden sollte: Er sah das Ziel seines Lebens fortan darin, Lüge und Ungerechtigkeit in der Gesellschaft zu bekämpfen.

Nach Abschluss seines Studiums und einer zweijährigen Zusatzausbildung als Kinderarzt eröffnete Minuchin 1948 in Buenos Aires eine kinderärztliche Praxis. Dies hinderte ihn jedoch nicht daran, bereits wenige Monate später nach Israel auszuwandern! Er hatte sich der zionistischen Bewegung angeschlossen, und nachdem im Jahre 1948 der Staat Israel gegründet worden war, entschloss er sich, „seinem Land“ als Militärarzt zu dienen. Er sprach kein Wort Hebräisch, hatte nur geringe praktische Erfahrung als Arzt und befand sich nun plötzlich mitten im Krieg, dazuhin in verantwortlicher Stellung. Er war ziemlich überfordert und stellte fest, wie viel er noch zu lernen hatte.

In einem der autobiografischen Kapitel in *Family Healing* beschreibt Minuchin sehr eindringlich seine damalige Situation: „In

diesen Tagen war das Land Israel David – David, der gegen Goliath, die arabische Welt, kämpfte. Das Überleben des Staates lag in unseren Händen. Wir waren die Zukunft, und die Zukunft gehörte uns. Menschen aus der ganzen Welt, die sich nach Sprache, Kultur und Kleidung unterschieden, waren nun meine Brüder und Schwestern. Am Ende verschwand mein ‚Judentum‘, das in Argentinien ein so wichtiger Teil meiner Identität gewesen war. Das Gefühl der Zugehörigkeit zu dem neuen Staat bewirkte, dass ich nun nicht mehr bloß ‚jüdisch‘, sondern einfach ‚menschlich‘ war. Ich musste mich nicht mehr verteidigen.“

Im Jahr 1950 verließ Salvador Minuchin Israel und ging nach New York. Er beabsichtigte, dort Psychiatrie zu studieren und danach als Kinderpsychiater nach Israel zurückzukehren. In New York hatte er zwei sehr unterschiedliche Arbeitsplätze: Vormittags arbeitete er als Assistenzarzt in einer kinderpsychiatrischen Klinik, nachmittags in einem Heim für delinquente Jugendliche. Die Arbeit erforderte es, dass er den gesamten Alltag in diesem Heim neu strukturierte, und er musste sehr aktiv in das Leben der dort untergebrachten 20 Jugendlichen eingreifen. Er versuchte, ein „therapeutisches Milieu“ im Sinne von Bruno Bettelheim aufzubauen.

Ein Jahr später heiratete Minuchin und emigrierte 1952 mit seiner jungen Frau ein zweites Mal nach Israel. Dort war das Leben hart und primitiv und häufig auch gefährlich. Minuchin wurde Ko-Direktor von *Youth Aliyah*, einer Institution, zu der fünf Heime für verhaltengestörte und psychisch kranke Kinder gehörten. Es handelte sich meist um Waisenkinder aus Europa, die den Holocaust überlebt hatten, aber auch Kinder aus Indien, dem Jemen, dem Iran und Marokko waren darunter. Bei all dem Leid, dem er sich gegenüber sah, war es doch faszinierend für Minuchin, so viele unterschiedliche Kulturen kennen zu lernen. Er erlebte, wie die unterschiedlichen Gruppen gegeneinander kämpften, die Aschkenazim gegen die sephardischen Juden, die Jemeniten gegen die Bulgaren usw., und er lernte viel in Bezug auf menschliche Anpassungsfähigkeit und Überlebenskraft. Seine Frau Patricia berichtete über diese Zeit: „So etwas wie eine systemische Perspektive gab es für Sal damals nicht, aber es war ganz offensichtlich, dass er die Probleme der Kinder und Jugendlichen auf nichttraditionelle, unkonventionelle Weise betrachtete. Ihn interessierte ihr Lebensraum und das kultu-

relle Erbe, das sie mitbrachten viel mehr, als irgendeine psychiatri-
sche Diagnose.“

Aber das Bewusstsein, wie wenig er von alldem wirklich ver-
stand, wurde immer stärker, und so kehrte Minuchin trotz seiner
Vorbehalte gegen die traditionelle Psychiatrie 1954 in die Vereinig-
ten Staaten zurück, um am *William Alanson White Institute* in New
York eine psychoanalytische Ausbildung zu beginnen. In seinen
autobiografischen Erinnerungen schreibt er: „In jenen Tagen glaub-
te man, man könne Unwissenheit durch psychoanalytische Weiter-
bildung heilen ... So ging ich mit meiner Frau in die Vereinigten
Staaten zurück, auf der Suche nach mehr Weisheit.“

Die psychoanalytische Ausbildung verlangte neben der Lehr-
analyse die Durchführung einer Reihe von Kontrollanalysen. Aber
wieder war Minuchin, wie schon im Jahre 1950, gezwungen, ganz
unterschiedliche Jobs anzunehmen, und so kam es, dass sein Leben
sich schließlich in zwei extrem auseinander liegenden Welten ab-
spielte: Vormittags empfing er seine analytischen Patienten, und
nachmittags arbeitete er in Wiltwyck, einem Heim für delinquente
schwarze Jugendliche, wo er einen Job als aufnehmender Psychia-
ter gefunden hatte. Die Erfahrungen, die er in Israel gesammelt hat-
te, wo er mit Jugendlichen aus so vielen verschiedenen sozialen und
kulturellen Kontexten gearbeitet hatte, waren hier von großem Vor-
teil. Sie halfen ihm, das Spannungsfeld, in dem er sich nun täglich
befand, auszuhalten: hier die Welt der amerikanischen *middle-class*
mit ihrer Vorliebe für die Psychoanalyse und dort die Welt der ju-
gendlichen Kriminellen aus der schwarzen und puerto-ricanischen
Unterschicht.

Medizinischer Direktor von Wiltwyck war in jener Zeit Dick
Auerswald, der begeistert war von Minuchins Idee, mit ganzen Fa-
milien zu arbeiten. „Ich war daran interessiert, ganze Familien zu
untersuchen, aber nur, um auf diese Weise das individuelle Kind bzw.
den delinquentsen Jugendlichen zu verstehen“, sagte Auerswald. „Wie
wir alle damals schlug ich wie wild um mich, um etwas zu finden,
das funktionierte, da alles, was ich gelernt hatte – Kinderpsychiatrie,
Spieltherapie, Psychoanalyse –, im Umgang mit den hart gesotternen
und schwierigen Großstadtjugendlichen, mit denen wir es zu tun
hatten, geradezu lächerlich ineffizient war.“ Und so begannen die
beiden in enger Zusammenarbeit mit Charles King, dem Executive

Director von Wiltwyck, mit der neuen Vorgehensweise zu experimentieren.

Kurz zuvor war von Don Jackson, einem der ganz frühen Pioniere der Familientherapie, ein Artikel herausgekommen. Von ihm ließen sie sich inspirieren und kauften einen Einwegspiegel, hinter dem sie die Familien beobachteten. Und schon jetzt zeichnete sich ab, was später für Minuchin so charakteristisch sein sollte: der direkte, konfrontierende Umgang mit den Klienten und die Entschlossenheit, den Familien eine neue hierarchische Ordnung zu geben. Dick Auerswald sagte einmal: „Wir haben uns so sehr auf die Struktur konzentriert, weil wir bei diesen Ghettofamilien so wenig davon sahen ...“

An dieser Stelle komme ich noch einmal auf die Kritik der Feministinnen an Minuchins therapeutischem Vorgehen zurück. Wie bereits erwähnt, waren sie – und wie wir gesehen haben, weitgehend zu recht – der Auffassung, er bringe den Müttern zu wenig Wertschätzung entgegen und übertrage den Vätern eine zu starke Macht-position. Das Zitat von Dick Auerswald macht deutlich, dass es aber gerade in den Ghettofamilien wichtig war, die Väter zu stärken, da die Kinder dieser Familien ja meist ohne Väter, nur mit Müttern oder Großmüttern, aufwachsen; und um die Väter überhaupt für die Familien zu interessieren, war es wichtig, ihnen zuerst einmal eine gute Position im Familiengefüge zu verschaffen. An diesem Punkt passte also etwas zusammen: das, was Minuchin in seiner Ursprungsfamilie in Bezug auf die Rolle der Väter gelernt hatte, und die tatsächlichen Erfordernisse der theapeutischen Situation in der Arbeit mit den Ghettofamilien.

Für Minuchins Arbeit mit den Unterschichtsfamilien war es zudem von großem Vorteil, dass er selbst ein „Fremder in einem fremden Land“ gewesen war. So war er im Umgang mit den schwarzen Jugendlichen nicht mit jenen Schuldgefühlen belastet, die den Blick seiner weißen Kollegen oft genug trübten und ihr Handlungsvermögen einschränkten. Er hatte die Freiheit, die Jugendlichen und ihre Familien ganz direkt zu konfrontieren, und er arbeitete auf eine Art, wie es zuvor noch niemand versucht hatte. Mit seinem ersten Buch *Families of the Slums*, das 1967 erschien, hatte Minuchin denn auch den ersten großen Erfolg im familientherapeutischen Feld.

1965 verließ Minuchin Wiltwyck und wurde Direktor einer kinderpsychiatrischen Klinik, der *Philadelphia Child Guidance Clinic*.

Er lud Jay Haley, der damals noch in Kalifornien arbeitete, ein, mit ihm zusammenzuarbeiten. Es dauerte drei Jahre, bis sie ihr Ziel, diese traditionelle Klinik in eine familientherapeutische Einrichtung umzuwandeln, erreicht hatten. Die Live-Supervision hinter dem Einwegspiegel wurde in dieser Zeit weiterentwickelt, und es entstand ein Programm für die Ausbildung von paraprofessionellen Helfern. Diese bewährten sich besonders gut in der Arbeit mit Ghettofamilien.

1975 legte Minuchin sein Amt als Direktor der *Philadelphia Child Guidance Clinic* nieder. Die Zahl der Mitarbeiter war bis dahin von zwölf auf 300 angewachsen, und die Klinik verfügte über ein jährliches Budget von drei Millionen Dollar. Es ist charakteristisch für Minuchin, dass er auch dieses Projekt – sein wirtschaftlich gesehen größtes – verließ, als es fest etabliert war, um sich auch jetzt wieder neuen Aufgaben zu stellen.

Bis 1981 blieb er Leiter des Trainingscenters der *Philadelphia Child Guidance Clinic*, und seither ist er überwiegend publizistisch tätig. Er hat einige Theaterstücke geschrieben und setzt sich vor allem dafür ein, familiensystemisches Denken über sein engeres Fachgebiet hinaus in eine breitere Öffentlichkeit zu tragen. In den letzten Jahren interessierte er sich zunehmend für das Funktionieren „normaler“ Familien. Seinem eigenen Werk steht er heute merkwürdig distanziert gegenüber, und er diskutiert mit verblüffender Objektivität über die „trügerische Einfachheit“ seiner eigenen Lehren. Auch das ist eine überraschende Wendung in seinem an Aufbrüchen, Neubeginnen und Herausforderungen reichen Leben.

DIE EHE MIT PATRICIA

Bei Erscheinen seiner autobiografischen Aufzeichnungen in *Family healing* im Jahre 1993 war Minuchin 42 Jahre mit Patricia verheiratet! Er beschreibt diese Ehe mit erstaunlicher Offenheit.

Minuchin lernte Patricia 1950 kennen. Sie arbeiteten damals bei de an einer kinderpsychiatrischen Klinik in New York, Salvador als junger Assistenzarzt und Patricia als Psychologin. Sie hatte gerade in Yale ihre Promotion auf dem Gebiet der Entwicklungspsychologie abgeschlossen. Salvador war derjenige, der sich als Erster verliebte. Er besiegte Patricias anfängliche Skepsis, indem er sie in einen is-

raelischen Nightclub einlud und dafür einen ganzen Monatslohn ausgab! Sie heirateten 1951 und entschlossen sich, gemeinsam nach Israel auszuwandern.

Die lange Schiffsreise nach Israel führte das junge Paar zunächst nach Argentinien, wo Patricia Minuchins weit verzweigte Sippe kennen lernte: acht Onkel und Tanten väterlicherseits, sieben Onkel und Tanten mütterlicherseits und etwa hundert Cousins und Cousins. Patricia, die selbst aus einer jüdischen Familie stammte, meisterte die Situation bravourös. In die Hochgestimmtheit der jungen Ehe mischten sich während der langen Reise allerdings auch bald andere Töne. Minuchin selbst beschreibt die ersten Enttäuschungen und Entfremdungsgefühle in seinen autobiografischen Erinnerungen. Auch die erste Zeit in Israel war für beide keineswegs einfach. Während er in seiner Arbeit mit den Flüchtlings- und Waisenkindern sehr engagiert war, saß Patricia, die zunächst noch kein Wort Hebräisch verstand, allein zu Hause. Erst nachdem sie Hebräisch gelernt hatte, konnte sie ihren Beruf als Psychologin in einer Klinik in Jerusalem ausüben; das bedeutete jedoch, dass sie nur jeden zweiten Tag nach Hause kam. – Es war für mich anrührend zu lesen, wie konsequent Minuchin in dieser Situation daranging, das traditionelle Muster einer jüdischen Ehe, wie er es bei seinen Eltern erlebt hatte, zu überwinden. Immer wenn Patricia nach Hause kam, hatte Salvador ein gutes Essen für sie vorbereitet! Glücklicherweise hatte er einen polnischen Nachbarn, der ihm zuerst einmal beibrachte, wie man gute Spaghetti kocht. An dieser Stelle begann Minuchin tatsächlich, das traditionelle Lebensmuster seiner Ursprungsfamilie zu überwinden. Sein eigener Vater hatte die Küche kaum je betreten, er wäre nicht einmal in der Lage gewesen, ein Ei zu kochen. Hier hatte sich die Welt nun wirklich um 180 Grad gedreht!

Wie kompliziert es manchmal ist, sich in einer jungen Ehe zusammenzuraufen, hat Minuchin nicht verschwiegen. Mir gefällt das. Es stellt ihn auf eine Ebene mit seinen Klienten. So bleibt kein Raum für die Illusion, Familientherapeuten hätten für alles eine Lösung, und diese Lösung sei leicht! Im Rückblick auf seine Ehe und die Ehe seiner Eltern stellt er fest, seine Eltern hätten eine typisch komplementäre Ehe, er und Patricia eine symmetrische Ehe geführt. In mancher Hinsicht, schreibt er, sei es einfacher, eine komplementäre Ehe zu führen, denn hier ist der Mann der Ernährer und das Zen-

trum der Macht, die Frau hat sich zu fügen. Eine symmetrische Ehe dagegen ist von vorneherein auf Konflikte programmiert.

Wie ist es Minuchin und Patricia gelungen, ihre Ehe 50 Jahre lang lebendig zu halten, sodass trotz aller Schwierigkeiten und Auseinandersetzungen Zärtlichkeit und Liebe nie verloren gingen? Minuchin selbst gibt ein paar sehr einfache Antworten: Er meint, dass „guter Wille“ und ein gewisses Maß an Flexibilität dafür nötig seien. Wichtig sei es auch, gemeinsam lachen zu können. Eine weitere Regel, die sich sehr einfach anhört, aber doch wohl schwierig umzusetzen ist, ist die: Die Paare sollten den Machtkampf aufgeben können, vor allem die Vorstellung, die eigene Sichtweise sei die richtige, und der Partner habe Unrecht. Allerdings, so Minuchin, falle es einem im Laufe einer langen Ehe allmählich leichter, die Schwächen, Defizite oder Ticks des Partners zu tolerieren und statt der Fehler und Unzulänglichkeiten auch seine Stärken wahrzunehmen. Bei ihm und Patricia muss das wohl so gewesen sein, denn er selbst sieht sich sehr kritisch: Er beschreibt sich als ziemlich egozentrisch und sagt von sich, er sehe meist nur die große Linie – auf Kosten der lästigen Details! Und weil er sich nie richtig mit der Frage auseinander setze, *wie* er seine Ziele erreichen könne, sei er oft sehr enttäuscht, wenn ihn seine Umgebung nicht genügend unterstütze – was aus seiner Sicht umgekehrt natürlich sehr häufig der Fall sei ... Er werde dann ziemlich wütend, ja, oft werde er von seiner Wut geradezu überwältigt, und danach fühle er sich dann schuldig ... All diese „Bekenntnisse“ wirken auf mich überraschend – besonders da Minuchin ja den Ruf hat, besonders arrogant und selbstherrlich zu sein.

SALVADOR UND PATRICIA ALS ELTERN

Das erste Kind, der Sohn Daniel, wurde 1953 in Israel geboren, die Tochter Jean vier Jahre später in New York. Obwohl Salvador und Patricia beide bestens auf die Erziehung ihrer Kinder vorbereitet waren und viele, viele Bücher gelesen hatten – Patricia war ja immerhin Entwicklungspsychologin –, machten auch sie bald die Erfahrung, dass Eltern sich bei der Erziehung manchmal sehr hilflos fühlen. Außerdem zeigte sich, dass sie in vieler Hinsicht unterschiedliche Auffassungen und jeder seinen eigenen Erziehungsstil

hatten. Es gab daher im Blick auf die Erziehung der Kinder viele Auseinandersetzungen.

Salvador hatte das Erziehungsmodell seiner Herkunftsfamilie internalisiert, und das hieß, dass die Kinder Disziplin lernen und ihren Eltern Respekt entgegenbringen sollten. Patricia dagegen rebellierte gegen ihre Eltern, die in ihren Augen viel zu kontrollierend gewesen waren. Sie hatte sich geschworen, mit ihren eigenen Kindern ganz anders umzugehen. Man kann sich leicht vorstellen, dass Salvador Patricias Erziehungsstil als viel zu permissiv und Patricia Salvadors Erziehungsstil als viel zu autoritär empfand!

Nach der Lektüre von Minuchins Erinnerungen habe ich den Eindruck, dass beide im Laufe der Jahre lernten, Temperaturen und Veranlagungen ihrer beiden Kinder – die gewiss ganz anders waren, als sie es sich vorgestellt hatten – zu akzeptieren und sich stärker an deren Bedürfnissen zu orientieren als an ihren eigenen Vorstellungen und Theorien. Mir imponiert es, dass Minuchin sich von seinen eigenen Kindern hat belehren lassen. Er schreibt: „Heute glaube ich, dass wir unsere Schlachten damals auf dem Territorium der Kindererziehung ausgefochten haben. Vielleicht wäre es gut gewesen, wenn wir selbst als Familie eine Familientherapie gehabt hätten ... Meine Erfahrung als Vater veränderte mein Denken über Familien und über Therapie – Einzeltherapie wie Familientherapie – radikal. Ich verlor die Arroganz zu glauben, dass es nur *einen* korrekten Weg gibt, und ich akzeptierte elterliche Schwäche und Unsicherheit.“ Er geht sogar noch einen Schritt weiter, wenn er an anderer Stelle behauptet: „*Elternschaft bedeutet äußerste Erziehung zur Demut.*“ Dieser Satz hat mich ganz besonders berührt.



Familie Minuchin: Sohn Daniel, Salvador, Patricia und Tochter Jean (ca. 1965)

Was ist aus den Kindern geworden? Daniel wurde Psychologe und Familientherapeut. Wie seine Eltern engagiert er sich aktiv im Kampf gegen soziale Ungerechtigkeit. Er ist nicht verheiratet. Jean wurde Bildhauerin und Schauspielerin; sie unterrichtet an einer Kunsthochschule für Erwachsene. Sie ist verheiratet und hat eine kleine Tochter. Da Jean in Boston lebt, sind Salvador und Patricia, die sehr stolz sind, nun endlich Großeltern zu sein, von New York nach Boston gezogen, um ihrem Enkelkind näher zu sein.

ZUSAMMENFASSUNG

- Minuchin ist bekannt, ja legendär geworden durch sein autoritäres Vorgehen im Umgang mit schwer gestörten Familien – ob es sich nun um Familien mit einem psychosomatisch erkrankten Familienmitglied handelte oder um sozial und materiell benachteiligte Familien aus den Slums der großen Städte. Die für sein familientherapeutisches Vorgehen prägenden Begriffe waren *Struktur, Ordnung, Hierarchie, klare Trennung der Generationen*.
- Er selbst wuchs in einer Familie auf, in der es eine *klare hierarchische Ordnung* gab. Großvater und Vater hatten das Sagen, die Rolle der Mutter wie auch sämtlicher anderer Familienmitglieder waren klar definiert.
- Als ältester Sohn einer typisch jüdischen Familie genoss er hohes Prestige, hatte jedoch auch eine besondere *Verantwortung*.
- Das Glaubens- und Wertesystem der Familie verlangte *Pflichterfüllung* und *Hingabe* auch *für andere Menschen*.
- Das *Eingebundensein in die jüdische Großfamilie* und jüdische Kultur gaben ihm *Halt* und *Sicherheit*. Das Leben als Angehöriger einer Minderheit in einem fremden Land bedeutete aber auch – trotz aller Bemühungen um Assimilierung – zu wissen, was es heißt, ein *Außenseiter* zu sein. Beides prädestinierte ihn für die Arbeit mit Randgruppen- und Unterschichtfamilien, ja überhaupt für die Arbeit mit Menschen, die aufgrund körperlicher und seelischer Krankheit und sozialer Benachteiligung eine *Außenseiterrolle* einnahmen.
- Der vorübergehende wirtschaftliche Zusammenbruch der Familie aufgrund der Weltwirtschaftskrise zeigte ihm, was es heißt,

ganz unten zu sein und von vorne anfangen zu müssen. Die Erfahrung, dass es der Familie gelang, auch in dieser Situation zu überleben, die Familiensolidarität, der ungebrochene *Überlebenswille* – all das prädestinierte ihn, immer wieder *Pionierarbeit* zu leisten: auf politischem Gebiet im Rahmen der zionistischen Bewegung, indem er nach Israel auswanderte und dort als Militärarzt und später als Kinderpsychiater arbeitete; und als Therapeut, der eine neue Behandlungstechnik entwickelte, die auch bei sehr schwierigen, einer Familientherapie sonst nicht zugänglichen Familien wirksam war.

- Das Leben in seiner Familie sowie der *Kontext der jüdischen Kultur und Religion* legten bei ihm den Grund für ein tiefes *Lebensvertrauen*, das alle seine Neuanfänge kennzeichnet und auch seine therapeutische Arbeit bestimmt.

Zum Schluss möchte ich zwei Frauen zu Wort kommen lassen, die, jede auf ihre Weise, zwei unterschiedliche – ja entgegengesetzte – Seiten in Minuchins therapeutischem Charakter zum Ausdruck bringen: Zunächst die bekannte Journalistin Janet Malcolm, die im *New Yorker* über Minuchin schrieb: „Das Leben ist im Grunde unordentlich, langweilig, bruchstückhaft, in Wiederholungen gefangen – kurz gesagt, es bedarf drastischer Überarbeitung. Beobachtet man eine von Minuchin durchgeführte Familiensitzung oder schaut man sich ein Video davon an, dann hat man den Eindruck, einem knapp und klar aufgebauten, fantastisch gespielten Stück in hervorragender Regie zuzuschauen.“

Marianne Walters, die eine Zeit lang Mitarbeiterin von Minuchin und später Mitglied der Forschungsgruppe *Women's Project* war, sieht Minuchin so: „Viele Leute betonen so sehr Minuchins autoritäre Art in der therapeutischen Arbeit. Das Außergewöhnliche seiner Begabung besteht aber gerade darin, dass er beides kann: Er behält die Zügel in der Hand, aber er zeigt sich selbst auch als verletzbar. Ihm ist so sehr daran gelegen, dass etwas Wichtiges in der Sitzung passiert. Wenn er es für nützlich hält, kann er auch das Risiko auf sich nehmen, sich nicht zu distanzieren. Das ist seine besondere Art, seine Verletzlichkeit mit der Familie zu teilen. Es ist nicht nur die Beherrschung der Technik, glaube ich, die das Geheimnis seiner Therapie ausmacht.“

Literatur

- Minuchin, S. (1974): Families and family therapy. Cambridge, MA (Harvard Univ. Pr.) [dt. (1977): Familie und Familientherapie. Freiburg (Lambertus)].
- Minuchin, S. (1981): Praxis der strukturellen Familientherapie. Freiburg (Lambertus).
- Minuchin, S. a. M. P. Nichols (1993): Family healing. New York (Simon & Schuster).
- Minuchin, S., B. Rosman u. L. Baker (1978): Psychosomatische Krankheiten in der Familie. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Minuchin, S. et al. (1967): Families of the slums. New York (Basic Books).
- Simon, R. (1984): A stranger in a strange land. An interview with Salvador Minuchin. *The Family Therapy Networker* 8 (6): 21–31. [also in: R. Simon (1992): One on one. Conversations with the shapers of family therapy. New York/London (Guilford), p. 73–86.]

